

Sandra Markewitz (Bielefeld)

## Konversion als Ordnungsform der Bedeutung

Ordnungsfragen sind der Test einer Sozialität auf ihre befriedenden Mechanismen.<sup>1</sup> In Nachfolge des berühmten *Hobbesian problem of order* (Parsons), das die Suche nach den kohäsiven Elementen jener Körper thematisiert, die eine gemeinsame Sozialstruktur teilen, dauerte die Suche nach Ordnungsstrukturen durch die Wechselfälle der Geistesgeschichte an. Werner Maihofer schreibt in der ausgearbeiteten Fassung seiner Antrittsvorlesung mit dem Titel *Vom Sinn menschlicher Ordnung*: „Erkennen wir als das *Sein* aller Ordnung ihre Konstitution als Entsprechung, so bestimmt sich uns der *Sinn* aller menschlichen Ordnung als *Ortung* des Selbstseins im Alsein“.<sup>2</sup> Die Worte aus der Mitte der 1950er Jahre, ohne Angst vor reifizierenden Substantiven, sprechen vom Glauben an eine Ordnung, die durch ihre explizite Benennung den Glauben an Wissensformen bestätigt: So hat man einmal, wie vor langer Zeit, von der Ordnung gesprochen.

Das Ordnungsthema führt neben seiner inhaltlichen Ausgestaltung eine zweite Seite der Rede mit sich, wenn man will, einen impliziten Legitimationsdiskurs, der im Reden über Ordnung jene Ordnungsformen bestätigt, die nicht nur in differenten politischen Systemen aufgerufen sind, sondern die Sprache selbst betreffen, in der über Ordnung gesprochen wird: Sprachliche Ausdrucksformen verbürgen den Erhalt der Ordnung, indem sie Ordnungsleistungen vollbringen, die auf der Ebene der Zeichen – Arbitrarität und Konvention – die Melodie einer Kultur – Kultursprache – wiederholen, die repräsentierende Systeme als Ausweise emanzipativer Bestrebungen erst auf den zweiten Blick erkennen lässt – ein Beispiel wäre die noch kaum erforschte sprachkritische Philosophie im Vormärz. Wie aber tritt nun der Philologe, gesehen vor philosophischem Hintergrund, ins Spiel der Ordnungsrede ein? Der eingangs zitierte Satz von Werner Maihofer enthält *in nuce* die Glaubensformen einer Sozialität vor Einbruch der Moderne. Es ist vor allem eine Beschwörung von Entsprechungskapazität, der Fähigkeit eines größeren Ganzen, *adaequatio*-Potenziale (mit Thomas von Aquin, eine Logik, der etwa Künnes spätere „Wahrheitswertpotentiale“ indirekt noch entstammen) zu honorieren und zu vollziehen.<sup>3</sup> Wird dies erkannt, stabilisiert dieses Handlungsmöglichkeiten nach dem Muster universell gedachter Sinnerzeugung: Was mir entspricht, stützt die Subjektvorstellung, was einander entspricht (wie die

---

1 Zum Verhältnis von Ideologie, Identitätsstiftung, diskursiven Notwendigkeiten zu subjektiven bzw. kollektiven Deutungspraktiken vgl. die Beiträge von Matthias Becker, Thomas Emmrich, Christian D. Haß, Ábel Tamás und Inga Tappe in diesem Band.

2 Maihofer 1956, 70.

3 Ein Echo davon findet sich in gegenwärtigen Beschreibungen gelingender Zeichenverwendung, als gehörend zum „Zeichenlogos“ beschreibt sie Abel 1999, 84f.

Sozialität und ihre Ordnungsform), ermöglicht die Bedeutung. Bedeutung ist dabei ein weitreichender Begriff, dessen Universalität zunächst glauben machte, er sei nur über Akte des Bewahrens erreichbar; die Entsprechung als Figur zu ermöglichen, in der sich ein kontingentes Subjekt aufgehoben fühlt, schien der Weg zur Bedeutung, zum *Sinn* zu sein, jenseits aller Unsicherheit und Geltungs Offenheit. Frege knüpft an diese Idee an, indem er, wenn er in seiner spezifischen Weise von Sinn und Bedeutung spricht, die Gleichheit untersucht, die zu Fragen herausfordere, die „nicht ganz leicht zu beantworten“<sup>4</sup> seien. Gleichheit hatte im Jahr 1892, als der Aufsatz *Über Sinn und Bedeutung* zum ersten Mal erschien, bereits einen Status, der nach Erklärungen verlangen lässt. In die gesicherte *adaequatio*-Rede bricht, mit dem Aufkommen und als indirekte Bestätigung der sprachkritischen Untersuchungen auch des 19. Jahrhunderts (Gruppe, Hermann, Reinhold, Runze u. a.), eine Notwendigkeit der Rechtfertigung ein: Dass sprachliche Ausdrücke, bei Frege, für eine Entität stehen und außerdem einen Sinn ausdrücken, situiert die Richtung der Argumentation in einer Weise, in der es darum geht, eine Unterscheidung zwischen zwei Größen zu rechtfertigen, die im *common-sense*-Verständnis zusammenfallen – die kompositionale Auffassung von Sprache<sup>5</sup> bedarf der Rechtfertigung wie alle Konzeptionen, die die Vorstellung einer Einheit im Geistigen, das es nicht mehr als substanzanaloge Entität gibt, aufkündigen; hier ergibt sich eine kontinuierende Linie zu jener *Propositionsbedeutung*, die, als Herausgreifen eines Objektes aus einer Anzahl mehrerer Objekte<sup>6</sup> im Satz als Wahlakt, an die frühere Bedeutung als das Objekt, auf das sich ein Wort bezieht, anknüpft (Referenz).

Was passiert im 20. Jahrhundert mit den Ordnungsformen, die auf der Herstellung des Eindrucks von Entsprechungen basierten? Welche anderen Formen der Ordnungsstiftung (und, damit verbunden, der Bedeutsamkeit) sind denkbar? Zunächst ist Ordnung nicht eine Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis einer kollektiven oder individuellen Anstrengung, sie ist das, was geschaffen wird, um leben zu können. Die Idee, auf Ordnungsleistungen zu verzichten, hat damit immer auch eine anthropologische Komponente, die über die gleichsam mechanisch indizierte Vorstellung der Gründlichkeit hinausreicht: Wie kann das Subjekt der Anomie entkommen, die ohne den steten Nachweis von Sinn unter der Bedingung von dessen Unwahrscheinlichkeit denkbar wird? Mit Kants Bestimmung des Wesens des Menschen als

<sup>4</sup> Frege 2002, 23.

<sup>5</sup> Vgl. Kleemeier 1990, 11. Interessanterweise hat das kompositionale Prinzip eine soziale Pointe, die meist nicht gesehen wird: In dem Bestreben, das Ganze aus den Teilen, die Bedeutung als Funktion der Bedeutungen seiner Bestandteile zu erklären, ist eine Vorstellung der Teilhabe impliziert, die sich auf den durch Einzelne konstituierten Sozialkörper übertragen lässt: Die Bedeutung und Wirksamkeit des Sozialkörpers ist eine Funktion der Bedeutungen seiner konstituierenden Elemente, deren stets neu zu verhandelnder Personenstatus damit zur Verpflichtung gerät.

<sup>6</sup> Vgl. Strube 2003, 43.

„ungesellige Geselligkeit“<sup>7</sup> ist dem Menschen Ordnung affin (als Sozialförmigkeit seiner Handlungsmöglichkeiten, die auch gewünscht wird) und fremd zugleich: In der ordnungsstiftenden Tätigkeit werden vor allem Normen in Anschlag gebracht, die die Aussichten und Aspirationen des Menschen an jene Bindekräfte fesseln, die die Vorstellung des freien (und gleichen) Einzelnen erst ermöglichen. Anders gesagt: In der Bindung erscheint die Ordnung solange als Sicherheit der verschiedenen Lebenswege, bis das einbricht, was aller Ordnung zuwidersteht: Schock, Nachstellung, Feindschaft, die man sich ohne Grund, wie es scheint, zugezogen hat. Ist die Ordnung gestört, wird sie deutlich, gerade in ihrer vorherigen Schutzfunktion, (die man kaum bemerkte, da der Schutz griff).

Wie nun ist es um die Schutzfunktion der Sprache bestellt? Sie verbirgt sich, das ist ihre Gewohnheit – man kann sich als Sprachbenutzer nicht ohne Unterlass als schützenswert wahrnehmen, das würde der Schutzfunktion zuwiderlaufen. Stattdessen gibt es Konglomerate, Sets von Regeln, meist finit im Eindruck, als gäbe es nichts anderes. Wie Wittgenstein hervorgehoben hat, sind die Regeln der Sprachbenutzer ihnen nicht notwendig bewusst und zudem dauernd erweiterbar: *We make up the rules as we go along*.<sup>8</sup> Das aber bedeutet, von einigen Vorstellungen von Bedeutung abzusehen, die diesem Begriff erst sein Versprechen auf Ordnung ermöglichten. Bedeutung, in der Tradition der aristotelischen Wesensbestimmung, folgte ganz dem Entsprechungsdenken, war Freude über Identität, im weitesten Sinne, Gleichheit.<sup>9</sup> Diese Gleichheit war gerade nicht egalitär. Die Entsprechung zweier Größen, die zu der Wahrnehmung von Sinn führte, setzte die Erfahrung dieser Identität abstrakt an – nicht die Subjekte untereinander erfuhren sich als gleich, sondern ihre Rede über mannigfaltige Gegenstände war dann bedeutungsvoll, wenn Wort und Sache übereinstimmten oder, als Erfassung einer ewigen, ruhigen Wahrheit, das Wesen ergründet war. Man hat viel über den grundsätzlichen Moduswechsel gesagt, den Wechsel nicht nur eines Inhalts, sondern des Tones, in dem dieser vorgestellt wurde. Das *Dass*, *Quod* oder *Wie* ersetzte im 20. Jahrhundert die Beschreibungen von *content* und *Was*, von Wesen und Kern. Und doch: Es entstand die Situation einer Klärungsnotwendigkeit: Die alte Sprache hatte Sinn privilegiert auf Kosten der Gleichheit derer, die ihn erkannten. Das ist wieder, mit anderen Vorzeichen, das große Bild des Leviathan, der in der berühmten Zeichnung, die Hobbes' staatstheoretische Schrift 1651 einleitet, den Einzelnen als Bestandteil des Souveräns auftreten lässt: Nun wird dieser entscheiden müssen, um einer ungeordneten Zeit Ordnung abzurufen. Die Untertanen – in Doppexistenz von partikularem Dasein und allgemeiner Existenz als *citoyen*<sup>10</sup> – übergeben ihre Deziionsfähigkeit dem Souverän, der die Ordnung sichern wird. Der Sinn

7 Vgl. Maihofer 1956, 14.

8 Wittgenstein 1984, 287.

9 Vgl. nur Aristoteles' *Metaphysik*.

10 Vgl. Brandt 2012, 17.

der Ordnung, in diesem paradigmatischen Fall, wird bezahlt mit Expressivitätsverzicht: Ich bin, wie der Souverän entscheidet. Das kritische Menschenbild dieser politischen Lösung des Ordnungsproblems geht von einer natürlichen Ausstattung aus, die kontrolliert werden muss; nicht das gute Wesen der Menschen wird durch die Welt ruiniert, sondern seine schlechte Ausstattung zivilisatorisch im Zaum gehalten. Nun kann man streiten, ob das *bellum omnium contra omnes* des fiktiven Naturzustands noch anhalte. In jedem Fall befriedet Sinn Unordnung, indem er deren Ursachen unschädlich machen will: Im Glück der Entsprechung verschwindet der abweichende Teil der Sinn-Rechnung, als hätte es ihn nie gegeben.

Wenn es also um sprachliche Zeichen geht, die eine Ordnung herstellen, in der wir sprechen können, fällt die Doppelbelichtung ins Auge: Sprechend benutzen wir Zeichen, die so geordnet sind, dass wir Zeichen benutzen können. Einerseits muss eine Ordnung hergestellt sein, damit Zeichen bedeutungsvoll sein können, zum anderen stellen Zeichen selbst, die sich der Ordnung verdanken, eine Ordnung her.<sup>11</sup> Dieser Prozess ist nicht offenkundig, auch wenn manchmal neue Wörter gebraucht werden, wenn sich Sachverhalte ändern, etwa die neuen Arenen, wo es früher Fußballstadien mit Lokalbezug ohne merkantilen Einfluss gab, oder die Schreibweise des Wortes Kuß ohne „ß“, die ganze Vorstellungsbilder romantischer Einheit verblassen ließ. Kathrin Glüer schreibt in *Sprache und Regeln. Zur Normativität von Bedeutung*:

Die Frage nach der Normativität der Bedeutung kommt dabei scheinbar ganz natürlich ins Bild. Der Gebrauch von Ausdrücken in Äußerungen ist eine Handlung, die immer auch mit der Absicht ausgeführt wird, verstanden zu werden. [...] Wollen wir ernst machen mit der intersubjektivistischen Intuition, Gebrauch und Bedeutung nachgerade zu identifizieren, dann erscheint es *prima facie* zumindest schwierig, zugleich eine wie auch immer geartete imperative Verbindung beider anzunehmen. Bekommt ein Ausdruck seine Bedeutung überhaupt erst durch die Verwendung, i.e. durch den Gebrauch, der von ihm gemacht wird, wie kann seine Bedeutung diesen dann zugleich bereits vorschreiben?<sup>12</sup>

Mein Vorschlag wäre: indem die normativen Zugriffe auf eine bestehende Sprache, die sie funktionsfähig halten, verborgen werden. Dieses Verbergen ist eine Grundlage des Funktionierens der Sprache, früher hätte man sagen können: ein Axiom. Die Verwirrung, die entstünde, wenn Sprache zu jedem Zeitpunkt ihrer Verwendung ihre Gewordenheit und ihr Werden sehen ließe, wäre nicht auszuhalten,<sup>13</sup> es wäre eine

**11** Zu dieser zentralen Paradoxie in der Konzeptualisierung des Verhältnisses von „Ordnung/en“ und „Bedeutung/en“ zwischen „Vorgängigkeit“ und „simultaner Emergenz“ vgl. die Beiträge von Thomas Emmrich, Tobias Haberkorn, Christian D. Haß, Eva Marie Noller, Pierre Smolarski und Ábel Tamás in diesem Band.

**12** Glüer 1999, 10f.

**13** Man könnte fragen, ob eine rein poetische, den Alltag der Sprache verbergende Sprache, sofern vorstellbar, nicht ebenso schwer zu ertragen wäre, gerade auch vor dem Hintergrund einer Philologie, die sich dann mit dieser zu befassen hätte. Eine Antwort ist, dass die Extremzustände – rein poetisch,

Situation vergleichbar einer regelmäßigen Amnesie durch Überbeanspruchung, in der x jeden Morgen ohne seine Erinnerungen aufwacht, entfernt aus allen Bezügen. Die „imperative Verbindung“ (Glüer) zwischen Gebrauch und Bedeutung erhält sich, da sie nicht einseitig zu denken ist; Gebrauch gibt vor, was bedeutungsvoll sein kann, Bedeutung, die wir ererben (in den Gepflogenheiten derer, die vor uns da waren), spricht zu jenen Gebrauchsweisen, die während unserer Lebensspanne vollzogen werden. Anders gesagt: Die Frage nach dem Verhältnis von Bedeutung und Gebrauch ist eine, die individuelle Lebensspannen übersteigt, indem die philosophische Tätigkeit zu Erinnerungsarbeit wird: „Die Arbeit des Philosophen besteht im Zusammentragen von Erinnerungen zu einem bestimmten Zweck“ (PU 127).<sup>14</sup> Warum dieses Wort sich nicht nur auf individuelle Erinnerungen, sondern solche einer Sozialität bezieht, habe ich an anderer Stelle beschrieben.<sup>15</sup> Im Kontext der Ordnungsfrage ist wichtig, dass Bedeutung immer Anschluss an Früheres ist, an frühere Gebrauchsweisen (die dann etwa auch ein ‚Meinen‘ legitimieren können, das nicht bedeutungsbestimmend ist).<sup>16</sup> Die Verborgenheit der imperativen Verbindung von Gebrauch und Bedeutung ermöglicht – gehalten von konventionalen Annahmen – die Vorstellung individueller Redeweisen. Wer mitspricht, kann nicht gesehen werden, was mitspricht, verschiebt seine Prägekraft individueller Rede in das Abstraktum einer Institution, die dem Einzelnen gegenüberzustehen scheint – der Reiz und das Versprechen des Leviathan-Bildes sind in moderner Zeit (Moderne im engeren Sinne des 20. Jahrhunderts) nicht erhalten, da nun nicht Ordnungssicherung, sondern Subjektsicherung auf dem Plan steht – Sicherung einer Ausdruckskraft, die die Gnaden der sozialen Sicherung als so selbstverständlich begreift, dass sie sich von diesen entfernen will, um Freiheit zu finden.

Der Freiheitsbegriff selbst kommt nicht ohne die Vorstellung des Wandels aus. Die These dieses Beitrags ist, dass der Wechsel in bedeutungsgebenden Ordnungsstrukturen ein entscheidendes Element ist: Konversion als Ordnungsform der Bedeutung.<sup>17</sup> Was ist hiermit gemeint und welche spezifische Ordnungsleistung wird verlangt? Sprachliche Ordnung kann über weite Strecken bestehen, auch Tod und Geburt der Mitglieder der Sprachgemeinschaft sind mit ihr vereinbar, müssen mit ihr vereinbar sein. Was also zunächst gefordert ist, ist die Anpassungsfähigkeit der Zeichen, die

---

rein funktional – nicht getrennt gedacht werden können von der Rolle, die der Verweis auf sie in der Argumentation einnimmt. Im Falle der Zurückweisung der Sprache, die nur den Typus ‚Verrichtung‘ kennt, liegt die Anknüpfung an die nicht-poetische Sprache als Standard. Was sollte die Philologie mit einer ganz poetischen Sprache tun? Ihre Wirkung, über Metapher, Wohlklang, Konnotation benötigt das Komplement der philologischen Anstrengung, die diese Mittel erst zu Mitteln macht, indem sie ihre Wirkung in Paraphrasen bestätigt und erläutert (mit Boeckh wird das Erinnern so erschlossen).

<sup>14</sup> Wittgenstein 1984, 303.

<sup>15</sup> Vgl. Markewitz 2013.

<sup>16</sup> Vgl. von Savigny 1996, 126–140.

<sup>17</sup> Vgl. Markewitz 2014.

noch über die Merkmale von Arbitrarität und Konventionalität hinausgeht: Es ist ein konstantes Transsubstantiationsgeschehen, die Wandlung, die auf Zeichenebene möglich sein muss. Das heißt nicht, dass Ort und Zeitpunkt der Wechsel vorgegeben sind oder sein können. Wichtig ist die Verfasstheit der Zeichen als konversiv, bekehrungsfähig. Erst dies macht sie zu Trägern von Kulturleistung. Es ist, auf der Ebene der noch disponibel gedachten Zeichen, auch die Frage dieser Tagung: Kann es eine vorbedeutsame Ordnung geben? Oder *ist* Ordnung Begriffsbildung? Man kann sich die Zeichen heuristisch als unbestimmte Menge von Einheiten vorstellen, die ihrer Bedeutung im Sinnfindungsprozess noch zugeführt werden. Diese Vorstellung bleibt in gewisser Weise im Rahmen der von Maihofer genannten Kriterien: Ordnung sei das Auffinden von Entsprechungskapazität, wie man lange von der Übereinstimmung von Wort und Sache, oder, im 20. Jahrhundert, von der Abbildtheorie der Bedeutung (beim frühen Wittgenstein) gesprochen hat. Der Satz ist aber nur ein Bild der Welt, wenn Ordnungs- und Isomorphievorstellung zusammenfinden, was nicht zwingend so sein muss.

Wittgenstein selbst vollzog später die Wende von der Wesens- zur Grammatikvorstellung: Das Wesen spricht sich nun in der Grammatik aus (PU 371<sup>18</sup>). Wenn man von Entsprechungsvorstellungen absieht, scheint das Terrain bereitet für die Entwicklungen im 20. Jahrhundert: Vom Wesen nicht mehr sprechen, mit dem Zufall rechnen. Das Bekenntnis zu Kontingenz und Funktionsstelle statt Kern, Natur und Wesen aber vermag mit der Anerkennung dieses kategorialen Wechsels auf das *Element* des Wechsels als Element einer Erklärung nicht zu verzichten: Dieser ist nicht nur, womit zu rechnen und weswegen Ordnung herbeizuführen ist; der Wechsel ist als stete Konversionsfähigkeit eine Bedingung, ohne die die von Menschen benutzten Zeichen ihre Ordnungsleistung gar nicht erbringen könnten.

Zu unterscheiden sind zwei Fragen: die nach der Form einer Ordnung und die nach ihrem Ziel. Auf der Ebene der Sprache, mit der der Philologe zu tun hat,<sup>19</sup> bedeutet die Annahme der Vorgängigkeit einer Ordnung – gleichsam bevor sein Tun eingreifen kann – zunächst eine Minderung seines Einflusses, eine Minderung seiner Einflussphäre. Wie sollte er auf eine Ordnung zugreifen, die ihn (noch) nicht braucht? Was tun die Zeichen vor ihrer Indienstnahme, sofern dieser Bereich nicht insofern geschont wird, als er lediglich als heuristisch aufgefasst wird, wie bei Hobbes im *Leviathan* der Naturzustand? Welches Sicherheitsversprechen ginge von diesem Zustand in den Ordnungen der Philologie aus? Dem unbestimmten Zustand, der gleichwohl, in der Absetzbewegung, dem Ideal der Bestimmung folgt? Hobbes: „For the state of nature has the same relation to the civil state [...] as desire has to reason or a beast to a man“ (*De Cive*, 7,18). Die Ordnung, die auf dem Spiel steht, ist jene der nicht ganz

<sup>18</sup> Wittgenstein 1984, 398.

<sup>19</sup> Zum Problem der (Re)Konstruktion in der philologischen Praxis vgl. die Beiträge von Matthias Becker, Thomas Emmrich und Christian D. Haß in diesem Band.

festgefügt Moral, jener Moral, deren Bewahrung der Leviathan als vielköpfiges, die Begierden vereinheitlichendes Bild durchführt. Im Glauben an die alte Vernunftordnung verbirgt sich der Glaube an die Leidenschaftsnatur des Menschen: Das Ungeheuer, das die Vernunft bedroht, scheint so natürlich zu sein wie die Künstlichkeit der Vorsichtsmaßnahmen Menschenleistung.

Und doch: Vom Naturzustand sprechen, den ungeordneten Zustand im Dienste der Ordnung beschwören, heißt Natur im kulturellen Gefüge zu behaupten. Dies aber ist die größte Anerkennung jenes Erfindergestus, der die *téchne* des Menschen an ethische Standards band. Auch der Leviathan ist kunstfertig, seine *ars inveniendi* besteht eben nicht nur in einer Sicherheitsleistung, die den einander feindlichen Menschen den Frieden sichert, sondern in der Behauptung und Beschreibung des vorzivilisatorischen Zustands mit den Mitteln der Zivilisation. Wie nun wird der Wechsel zum tragenden Element dieser Beschreibungsleistung, in der von Natur geredet wird, um Zivilisierung zu erklären? Gibt es, mit Blumenberg, ein Vorfeld der Begriffsbildung,<sup>20</sup> ein Vorfeld der begrifflichen Ordnungsleistung? Nach dem eben Gesagten werden Vorfelder oder antizipierende Sphären, wo sie theoretisch benötigt werden, aus einer nachträglichen Perspektive heraus behauptet. In die zeitliche Abfolge eines Kontinuums wird eingegriffen (vom Späteren her wird Früheres behauptet). Damit ist die Frage nach der Möglichkeit einer Zeit vor dem Text, vor dessen Bestimmtheit, eine, die gestellt werden muss, um das Tun des Philologen zu legitimieren: Sein Eingriff in den Text – wie die Störung des Tempels in einem Bilde Kafkas – begründet sich mit der Darstellung einer notwendigen Ordnungsverpflichtung. Der Philologe stört einen Zustand (greift in den ruhenden Tempel ein), wenn er seine Standards in ein Text-Artefakt hineinträgt. Die Vorstellung des Vorfeldes ist dabei die Folie, vor der seine Differenz fühlbar wird; wäre die vorgefundene Ordnung ausreichend, bräuchte man sein Eingreifen nicht.

Und der Text? „Auch die philologische Frage“, so Christian Benne, beziehe „ihren Fragecharakter aus der Unvollständigkeit des eigenen Wissens“.<sup>21</sup> Bedeutung nicht festzuschreiben, bedeutet, diesen Fragecharakter zu erhalten. Auf der Ebene der Zeichen, derer sich der Philologe bedient, entspricht der Virulenz dieses Fragecharakters – der Wechsel. Der Wechsel der Zeichen, ihre konversive Bereitschaft, immer auch je Anderes darzustellen, entspricht der dauernden Frage, mit der der Philologe seinen Text, seinen Arbeitsbereich bezeichnet; dass Vollständigkeit nicht gegeben ist, oder nur, mit Bacon, als Idol, ist spätestens mit Blumenberg bekannt. Paul Feyerabend erkannte bei Descartes eine Sprachsensibilität jenseits des *clare et distincte*. Um also den Wechsel zu verstehen, muss die Abfolge der Zeit bezweifelt werden, dass die Zeit vergeht, ist, mit Wittgenstein, eine fundamentale Lebensstatsache, angesichts derer Zweifel sinnlos wären. Gemeint ist dann nicht jener Wechsel, der sich einstellt,

<sup>20</sup> Vgl. Blumenberg 2001.

<sup>21</sup> Benne 2009, 192.

wenn philologisch in einen Text eingegriffen wird und er bestimmten Außenerwartungen gemäß behandelt wird.

Die Pointe ist, dass sich der Wechsel auf Zeichenebene einstellt wie von selbst, weswegen er meist nicht explizit als Kriterium der Entstehung sprachlicher Bedeutung genannt wird (und er auch etwas anderes ist als Arbitrarität). Dies wird in der Rückbindung des mundanen Wechsels an ein religiöses Konzept sichtbar (wie der Glaube keine Konzepte braucht): Konversion. War Arbitrarität, die Willkürlichkeit des Verhältnisses von Ausdrucks- und Inhaltsseite relational, hat die Betonung der *konversiven* Zeichennatur wieder etwas substanzialistisches – ohne freilich im konkreten Gebrauch und der Umsetzung des Wechsels daran festzuhalten. Substanzialistisch in dem Sinne, dass alle Zeichen dieses Grundmerkmal – konversiv verfasst zu sein – teilen. Erst die Referenz auf das religiöse Konzept aber addiert historische Tiefe, die jene einer eingeschliffenen Semantik ist. Einmal ist der Wechsel immer schon geschehen, wenn Sprache bedeutungsvoll wird, zum anderen ermöglichen die gegenwärtigen Sprachverwendungsformen neue Umbrüche, Wechsel, Adaptionen an Änderungen der lebensweltlichen Umstände. So ist die Frage nach Vorgängigkeit in der Vorstellung des Wechsels mitgedacht: Es ist ein kommender und ein gewesener. In der Außendarstellung von Semantiken dagegen scheinen diese für einen Moment losgelöst zu sein, absolutiert; ihre Geschlossenheit ist der Eindruck, den sie auf Rezipienten machen, deren Leben innerhalb einer dieser Semantiken angesiedelt ist. Deshalb lässt sich zwischen einer prätextuellen Zone und jener, in der der Text epistemologisch gleichsam aufgeladen ist mit Deutungen, nicht streng unterscheiden.<sup>22</sup> Die Frage ist auch, was eine Trennung zweier Sphären bewirken soll, welche Funktionsstelle sie einnehmen soll. Wie ich mich bei Umfragen, die Menschen in Gruppen einteilen, frage, was damit getan werden soll: natürlich Hierarchisierung. Der Versuch, die konstruierte Zweiheit in eine Relation zu setzen. Es kommt darauf an, nach der Zeit vor dem Text zu fragen, ohne heuristische Entschärfung und ohne in eine metaphysische Ätiologie überzugehen, die in der Ursprungserzählung starke Vorstellungen von der *auctoritas* des Subjekts stützen muss.<sup>23</sup> Entschärfung wäre heuristisch, wenn die Zeit vor dem Text stets auf den Text hinführen soll in einer Weitergabe von Inhaltswerten. Vielmehr geht es um eine zuletzt räumliche Anordnung, wie die vor-

---

**22** Prätextuelle und gedeutete Zone stoßen nicht zuletzt auf das Faktum, dass, im menschlichen Selbstverhältnis, „das Sichzuschverhalten als Mitsichreden zu verstehen“ sei (so Tugendhat im Anschluss an Heidegger und George Herbert Mead). Wer mit sich spricht, um ein Selbstverhältnis überhaupt zu konstituieren, kann eine ungedeutete Zone kaum denken, d. h. ist auf das ‚Selbst‘ als Dreh- und Angelpunkt der Entwicklung theoretischer Vorstellungen verwiesen. Wenn das ‚Selbst‘ nicht spricht, stünde es im Raum der Anschauung, räumlicher Kontiguität der Dinge – eine Vorstellung, der die zunehmende Grammatikalisierung des Subjektiven entgegensteht. Vgl. Tugendhat 1981, 245.

**23** Zur Problematik von vermeintlich ‚tieferen‘ Bedeutungsschichten bzw. von der Autorintention als deren Substitut vgl. auch die Beiträge von Matthias Becker, Tobias Haberkorn, Katrin Kroh und Inga Tappe in diesem Band.



zivilisatorische Landschaft, ein belebter, aber nicht durchdachter Ort, jenseits der Instrumentalisierung von *local knowledge*. Dabei ist die Frage danach, was vor dem Text ist, Ausdruck der starken Intuition, dass das Tun des Philologen (oder auch Philosophen, Deutungshandwerkers) nicht alles ist. Der Grund dieser Intuition und ihre Folgerichtigkeit kommt daher, dass es ein Wissen darüber gibt, dass unsere intellektuelle Ausstattung, Denken und Sprechen, mit Wittgenstein ererbte Urteilsstrukturen hat und an jenen Erinnerungen partizipiert, die ein Geschlecht, eine Gattung, gemacht hat (PU 127).<sup>24</sup> Worüber wir streiten, das ist nicht die Ausstattung, berührt sie nicht, sondern jenes, das im ergebnisoffenen Raum der triftigen Gründe zum Problem werden kann. So ist der Wechsel, die konversive Qualität der Zeichen, gespiegelt in unseren Versuchen, zwischen ererbter Urteilsstruktur und neuem Funken einer einmaligen Intuition Denkbewegungen anzustellen. Ilse Somavilla schreibt in ihrem Vorwort zu der Edition von Wittgensteins Tagebüchern:

Wittgensteins Reflexionen, die trotz Einfachheit des Stils durch Klarheit des Ausdrucks und Tiefe des Denkens bestechen, erstrecken sich über Kunst und Kultur – insbesondere über Musik – bis hin zu ethischen und religiösen Fragen. Dies geschieht oft verhüllt. Wittgenstein schreibt in bildhaften Gleichnissen, deutet an, ‚zeigt‘ und demonstriert damit seine Auffassung von den Grenzen des Sagbaren, die er zeitlebens beibehielt.<sup>25</sup>

Die Verhüllung der wittgensteinschen Gedanken – Reden in Gleichnissen – ist eine Weise, mit der doppelten Bedingtheit von Ererbtem und Neuem umzugehen: Bildhaft gewinnen die Phänomene ein Angesicht, das von menschlicher Darstellungsleistung zehrt, d. h. von der strengen Vorgabe des Ererbten absehen kann. Das Bild, dies sei nur am Rande gesagt, ist so auch Erlösung vom Ernstdiskurs, von Denkwang und Fantasieverzicht. Wie das Bild Wittgenstein Grund seiner Gedanken ist („Ich glaube, meine Sätze sind meistens Beschreibungen visueller Bilder die mir einfallen“<sup>26</sup>), so ist die Möglichkeit, die Frage nach Vorher und Nachher präsentisch ins Bild aufzulösen, ebenfalls Ort des Wechsels. Moduswechsel, abstrakt gesprochen, bedeuten, neue Bedeutungsmöglichkeiten zu erschließen und Dilemmata abzuwehren.

Ordnungsformen, bezogen auf einen Text oder eine Situation vorheriger Unordnung, stellen etwas wieder her, das es in dieser Form vielleicht nie gegeben hatte; das Ordnen erschafft Erinnerungen neu. Auf das Tun des Philologen bezogen: Das Eingreifen oder auch nur die Beschäftigung mit einem Text erschaffen die Vergangenheit dieses Textes, weil sie ihn als etwas behandeln, das diese Vergangenheit verdient. Ihre Rekonstruktion legitimiert die gegenwärtige Beschäftigung mit dem Text. Wenn Konversion Ordnung bedeuten kann, geht es auch um ein Vorher-Nachher, das Vorher-Nachher des Textes (und wenn er auch derselbe bliebe). Es geht um die Konstruktion

<sup>24</sup> Vgl. Wittgenstein 1984, 303.

<sup>25</sup> Vgl. Wittgenstein 1997, 8.

<sup>26</sup> Ebd., 58 (Tagebucheintrag vom 31.10.1931).

von Geschichtlichkeit (nicht im üblichen Sinne der These, dass Dinge nicht sind, wie sie sind, sondern Konstruktion!). Die Vorgeschichte eines Textes zu konstruieren, bedeutet, jene Plausibilität zu schaffen, die das Tun des Philologen, auch seine Kritik, erst ermöglicht. Der Plausibilitätsstrom, in den Leser und Leserin sich später begeben werden, ist Voraussetzung für Rezeptionsakte, die jenen Eindruck von Selbstverständlichkeit machen, der so wichtig ist, um Dominanzen in Arbeitsfeldern durchzusetzen – der Eindruck der Natürlichkeit ist die größte Verschleierung von Macht. Er wird hergestellt im Klima jener Wechselbeziehungen zwischen Text und Episteme, die normative Standards einer Sozialität in den Text, den wir auf dem Papier lesen, hineintragen. Ein Text ist ebenso material, wie von dieser Materialität abgesehen werden muss, um ihn in Geltungsverhältnisse zu implementieren. So ist das Tun des Philologen gerade in der Beschäftigung mit dem Text – ein Absehen vom Präsentismus, der durch den unbestreitbaren Materialcharakter des Textes unverrückbar gegeben schien. Die Kraft der philologischen Tätigkeit – mit Wittgenstein betrachtet – ist die eines fruchtbaren Eingreifens in eine ererbte Struktur. Die Urteilsstrukturen sind kontingent wie die Sprache selbst und ebenso verpflichtend. Der Fremdwahrnehmung ausgesetzt und Eigenes konstituierend – in Texten werden Weltverhältnisse verhandelt, die für eine Mehrzahl verpflichtend werden. Hans Ulrich Gumbrecht zitiert Weber in seinem Buch *Diesseits der Hermeneutik*, und das Zitat besagt, wissenschaftliche Forschung solle sich auf die „unbequemen Tatsachen“ konzentrieren.<sup>27</sup>

Damit ist auch gesagt, dass der Charakter des Unbequemen mit zunehmender Beachtung durch den ‚Wissenschaftler‘ nachlassen werde, da es, das Unbequeme, dann ins Bedeutungsspiel integriert ist. Nach dem eben Gesagten ist die Materialität, Epiphane oder präsentische Qualität von Texten, wie, bei Gumbrecht, von Sportereignissen (*Athletic Beauty*), eine, die hergestellt werden will. Anders als bei Gumbrecht ist nach dem hier Gesagten die Materialqualität des Textes eine, die zunächst verneint werden muss, um das Text-Artefakt – in Aspiration auf einen Platz im Bedeutungsstrom – in Plausibilitätsvorstellungen aufzunehmen. So geht es nicht nur um Präsenzproduktion – das epiphane Erlebnis einer unumstößlichen berückenden Gegenwart –, sondern um die Wichtigkeit, Präsenz zunächst zu negieren, um als Philologe jene Plausibilität von Texten herstellen zu können, die diese nicht zuletzt kanonfähig machte. Es ist die Sprache einer Vergangenheit. Markus Hilgert hat in seiner Begriffsschöpfung „Text-Anthropologie“ auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die Textzeugnisse einer Epoche wirklich mit den Menschen zu verbinden, die in dieser Epoche lebten.<sup>28</sup> Der Epocheneindruck ist zumeist rückwärtsgerichtet ersichtlich, Überlieferungsprozesse können die Materialität verändern, in der ein Zeugnis scheinbar unzweifelhaft vorliegt. Es geht dann darum, das Textzeugnis auf solche Zusatzqualitäten hin zu untersuchen, die der Philologe zunächst nicht in den

<sup>27</sup> Gumbrecht 2004, 151.

<sup>28</sup> Vgl. nur Hilgert 2010.

Blick nimmt und die doch den größten Aufschluss über die Rezeptionsstandards der vergangenen Zeit ermöglichen – die unbewusste Qualität des Zeugnisses verbürgt, als Reverenz an etwas Nichtintentionales, dessen Authentizität.<sup>29</sup>

Wichtig ist nun in meiner Lesart, dass Präsenz nicht auf Ereignissebene zugunsten einer Geschichte, sondern auf Textebene ausgespart bleibt: Das ist, ausgespart bleibt jene Materialität von Schriftstücken,<sup>30</sup> die einen Legitimitätsvorsprung durch Anwesenheit behauptet, durch bloßes Da-Sein (hier kommt es nicht nur auf so etwas wie automatische Zeugenschaft, sondern auf die Erforschung der differenzierenden Zusatzqualitäten an). Man muss unterscheiden: Erlebnisse zu einem bestimmten Zeitpunkt, eine Person von ferne sehen, die unsere Empfindungen berührt, die Großartigkeit einer Darbietung der g-Moll-Symphonie Mozarts. Das sind alles Präsenzen, die bezaubern, ver-rücken und Gegenwart in ihrem höchsten Maße erfahrbar machen. Und doch ist die Ebene des Philologen eine andere, wenn er oder sie, die Philosophin Ilse Somavilla, Wittgensteins Tagebüchern eine Form gibt, die sie für andere lesbar macht. (Daneben gibt es Textarbeit als Wissen um Datierung, Reihenfolge, Alter von Texten und innerhalb einer textuellen Basis.) Man muss das präsentische Erlebnis nicht gegen die zeitweilige Einklammerung des Textkörpers durch den Philologen ausspielen. Die Verbindung beider Bereiche – exquisiter Erfahrungsraum, als Plausibilität hergestellter Textraum – wird von der Vorstellung der Konversion als Ordnungsform geleistet. Präsenz und Sinn sind im Wechsel verwoben. Das Ineinander von Sinn- und Präsenzeffekten hat darin seinen ‚vorbedeutsamen‘ Punkt, um auf die Zentralfrage der Tagung zu kommen, dass die Zeichen, die für uns ihre repräsentierenden Dienste tun, von vornherein konversiv verfasst sein müssen, um a) wechselnde Ordnungsstandards in normativ verschieden aufgeladenen Kontexten zu leisten und b) jene grundsätzliche Anpassungsfähigkeit zu besitzen, die nach Verabschiedung metaphysischer Wesensschau das blieb, was verlässlich war. ‚Anpassungsfähigkeit‘ ist dabei nicht, wie man früher gesagt hätte, affirmativ. Es ist die Fähigkeit der Zeichen, als Repräsentationsinstrument nicht nur verschiedene Semantiken zu vertreten (in noch fundierend gedachtem Vertretungsverhältnis), sondern: die Fähigkeit der Zeichen, bedeutungsverleihende Akte in einem relational gedachten, sich immer wieder ändernden Bedingungsverhältnis *selbst zu übernehmen*. In jedem Fall ist der Wechsel immer mehrfach, er kann das Gegenteil dessen ins Bedeutungsspiel einsetzen, was er vormals behauptete, indem er eine bestimmte Bedeutung des Wortes x an etablierte Gebrauchsweisen band und so bedeutungsvoll machte.<sup>31</sup>

**29** Zu nicht-rationalen Komponenten in der Bedeutungskonstitution vgl. die Beiträge von Matthias Becker, Tobias Haberkorn und Inga Tappe in diesem Band.

**30** Hiermit verbunden die Visualisierung als epistemische Konstitution des Visualisierten – die Veranschaulichung ist zugleich die Konstitution dessen, was zur Anschauung kommt, etwa in der Visualisierung theoretischer Gegenstände durch Kalkülisierung, vgl. Krämer 2003, 22.

**31** Dabei mit Wittgenstein leitend: die Suche nach der Differenz als Bedeutungsgenerator, das „I’ll teach you differences“ aus Shakespeares *King Lear* oder die Erinnerung an den philosophisch älteren

Die Frage nach der Ordnung wird erkennbar als eine der Entstehung von Bedeutung in der Zeit. Dabei ist Zeit nicht nur evolutionistisch gedacht, als Fortschreiten mit Variationen zugunsten der Ergebnissicherung. Die konstituierenden Leistungen des Philologen (wie des Philosophen in seinem Feld) sind vielmehr angetan, Zeitverläufe ganz anders zu bewerten: Die Textrekonstruktion schafft eine eigene Zeit, deren Ausdruck, *nach* der Deutungsleistung, der bearbeitete Text ist. Die Konversionsfähigkeit der Zeichen korreliert mit der Konversionsfähigkeit von Texten.

Die Fragen, die sich abschließend ergeben, zielen in das Herz der Texte, die die Annahme der steten Konversionsfähigkeit der Zeichen in einem neuen Licht erscheinen lassen: Die religiöse Semantik, aus der der Konversionsbegriff kommt (der Textleib ist mit Geschichte durchdrungen), eröffnet ein Untersuchungsfeld, in dem Rückbindungen an tragende Konzepte immer möglich sind. Die Transformation einer Semantik (von der Beschreibung der Erfahrung einer Person zum Beschreibungsmittel, in dem der Personenstatus behauptet wird) wird nicht zuletzt in Textarbeit ausgehandelt. Ergebnisoffen zunächst, dann eine eigene Zeit behauptend, die aufgrund ihrer eigentümlichen Struktur das Andere denken lässt. Die Erfahrung eines Anderen kann gerade dort aufkommen, wo um das Eine gerungen wird (wie Werke, in denen die ästhetische Eigenart betont ist, am tröstlichsten sein können). Als Erinnerung an das Wunder der Transsubstantiation zeigt der Text, an dem jemand arbeitet, die Wandlung *in nuce*, er ist die materiale Erinnerung daran, dass Zeichen in ihrer dauernden disponiblen Qualität die Vorstellung der Wandlung abstrahieren, um sie dann umso konkreter in kontextuell gebundenen Sachverhalten umzusetzen. Die Anpassungsfähigkeit der Zeichen verweist auf ein Eingriffsrecht der Legitimierten in den sprachlichen Prozess; ein weites Gebiet, das zu durchreisen man Werkzeuge braucht, die nicht nur *eine* Aufgabe lösen können. Wittgensteins Aspektsehen (im sogenannten ‚Teil 2‘ der *Philosophischen Untersuchungen*) spricht ebenfalls von einer Wandlung, die mit dem menschlichen Blick zu tun hat: „Der Ausdruck des Aspektwechsels ist der Ausdruck einer neuen Wahrnehmung, zugleich mit dem Ausdruck der unveränderten Wahrnehmung“. <sup>32</sup> Was als „Lösung eines Vexierbildes“ <sup>33</sup> erscheint, ermöglicht die Gleichzeitigkeit von neuer und alter Wahrnehmung im Wahrnehmungsprozess. Die philosophische Entsprechung dieser Doppelstruktur ist das Nebeneinander von überlieferten Geltungsstandards (alter Wahrnehmung) und der Gewinnung neuer durch Textarbeit. Wie Kippbilder (deren Funktion als „Zwischenglieder“ kürzlich Sara Fortuna hervorgehoben hat) <sup>34</sup> die Notwendigkeit einer Wahrnehmungsentscheidung am Beispiel eines Nebeneinanders veranschaulichen, verbinden sich alte und neue

---

Satz, der *determinatio* als *negatio* versteht, d. h. als Prozess der Wahl; am Grunde der Sprachverwendungen, die es gibt, liegen, bildlich gesprochen, die verworfenen.

<sup>32</sup> Wittgenstein 1984, 522f.

<sup>33</sup> Ebd., 523.

<sup>34</sup> Vgl. Fortuna 2012, 44.

Standards zu einem neuen Bild, das den Punkt, an dem eine Entscheidung getroffen wird, als einen angibt, der uns widerfährt, wie der Blick auf den Hase-Entenkopf mal die Ente, mal den Hasen sehen lässt. Die Entscheidung für das Überwiegen des einen oder des anderen Bildes wird nicht immer neu getroffen, sondern entsteht, vollzieht sich, ist Rest der Vorstellung einer Autonomie der Wahrnehmung in dem Raum, den das Kippbild bereitstellt.

Ebenso ist der Wechsel der Bedeutungen, die den Zeichen in mannigfaltigen Gebrauchsweisen zugeschrieben werden, ein Versprechen auf ein Zeitverständnis, das weiß, dass der kollektive Aspekt der Erinnerungen zeitweise wieder Faktenstatus gewinnt,<sup>35</sup> die Arbeit an Boeckhs „unendlicher Approximation“ der Bedeutungen<sup>36</sup> entscheidet und die Arbeit des Philosophen ist. Jenseits der unifizierenden Programmrede ermöglicht die Erkenntnis selbst produzierter Erinnerungen das Eingreifen in die Deutungsgeschichte, die ein Sozialkörper sich selbst gibt – angesichts der produzierenden Qualität seiner Teilnehmer vermag die Vorstellung konversiven bedeutungsstiftenden Wechsels die Gegenwart von Kritik und Krise als Versprechen auf eine Zukunft philologischer und philosophischer Erkenntnis zu bewahren.

## Literaturverzeichnis

- Abel (1999): Günter Abel, *Sprache, Zeichen, Interpretationen*, Frankfurt a. M.  
 Benne (2009): Christian Benne, „Philologie und Skepsis“, in: Jürgen Paul Schwindt (Hg.), *Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung*, Frankfurt a. M., 192–210.

---

<sup>35</sup> Im Einklang mit der Betonung ahnender Wissensformen, der Deutungsnatur des Menschen, der emergenten Qualität der Elemente, die eine Wissensordnung zu einer bestimmten Zeit jeweils stabilisieren, sah Boeckh als Instanz des Verstehens das Gefühl: „Dies ‚freilich keiner weiteren Rechenschaft fähige‘ Gefühl ist es, ‚vermöge dessen mit einem Schlage wiedererkannt wird, was ein Anderer erkannt hat, und ohne dasselbe wäre in der That keine Mittheilungsfähigkeit vorhanden.‘ Die ‚lebendige Anschauung‘ [...] erlaubt es dem genialen Erklärer, manche Äußerungen der fremden Individualität vollständig zu begreifen, und es ist nicht zufällig, daß in diesem Kontext auch die berühmte Formel erscheint, ‚dass der Ausleger den Autor nicht nur ebenso gut, sondern sogar besser noch verstehen muss als er sich selbst‘“ (Rodi 1990, 73).

<sup>36</sup> Boeckhs Pointe ist dabei, bei der in approximierender Tätigkeit gehaltenen „Erkenntnis des Erkannten“, der Produktionsaspekt: Es geht um das „Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d. h. des Erkannten“ (Boeckh 1886, 10). Erst der Herstellungsaspekt, verbindbar mit einer Aufmerksamkeit der Philologie für die Praxis von Krise und Kritik, ermöglicht die erkenntnisstiftende Funktion der Erinnerung. Mit Vico versteht der in einer Kultur gewordene Geist das von ihm Produzierte; jenseits des Vico-Axioms liegt die notwendige Offenheit der Beschreibung des Wissensprozesses für das szientifisch-abstinenter Logik nicht subsumierbare Gefühl, das zu Erkenntnissen führt, die aus dem Subjektiven in den Raum der Vergleichbarkeit eintreten können und sich darin bewähren.

- Blumenberg (2001 [zuerst 1957]): Hans Blumenberg, „Licht als Metapher der Wahrheit. Im Vorfeld der philosophischen Begriffsbildung“, in: Anselm Haverkamp (Hg.), *Hans Blumenberg: Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt a. M., 139–171.
- Boeckh (1886): August Boeckh, *Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, hg. von Ernst Bratuschek, Leipzig.
- Brandt (2012): Reinhard Brandt, „Das Titelblatt des Leviathan“, in: Philip Manow, Friedbert W. Rüb u. Dagmar Simon (Hgg.), *Die Bilder des Leviathan. Eine Deutungsgeschichte*, Baden-Baden, 13–41.
- Fortuna (2012): Sara Fortuna, *Wittgensteins Philosophie des Kippbilds. Aspektwechsel, Ethik, Sprache*, Wien.
- Frege (2002 [zuerst 1892]): Gottlob Frege, „Über Sinn und Bedeutung“, in: Mark Textor (Hg.), *Gottlob Frege: Funktion, Begriff, Bedeutung*, hg. v. Mark Textor, Göttingen, 23–46.
- Glüer (1999): Kathrin Glüer, *Sprache und Regeln. Zur Normativität von Bedeutung*, Berlin.
- Gumbrecht (2004): Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt a. M.
- Hilgert (2010): Markus Hilgert, „Text-Anthropologie: Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, *MDOG* 142, 87–126.
- Kleemeier (1990): Ulrike Kleemeier, *Gottlob Frege. Kontext-Prinzip und Ontologie*, Freiburg i. Br.
- Krämer (2003): Sybille Krämer, „Textualität, Visualität und Episteme. Über ihren Zusammenhang in der frühen Neuzeit“, in: Renate Lachmann u. Stefan Rieger (Hgg.), *Text und Wissen. Technologische und anthropologische Aspekte*, Tübingen, 17–27.
- Maihofer (1956): Werner Maihofer, *Vom Sinn menschlicher Ordnung*, Frankfurt a. M.
- Markewitz (2013): Sandra Markewitz, „Grammatik und Erinnerung. PU 127 im Kontext“, in: Danièle Moyal-Sharrock, Volker Munz u. Annalisa Coliva (Hgg.), *Mind, Language and Action*, Kirchberg, 249–251.
- Markewitz (2014): Sandra Markewitz, „Zeichen, Divination, Bekehrung“, in: Winfried Eckel u. Nikolaus Wegmann (Hgg.), *Figuren der Konversion. Friedrich Schlegels Übertritt zum Katholizismus im Kontext*, Paderborn, 353–372.
- Rodi (1990): Frithjof Rodi, *Erkenntnis des Erkannten. Zur Hermeneutik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M.
- von Savigny (1996): Eike von Savigny, *Der Mensch als Mitmensch. Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“*, München.
- Strube (2003): Werner Strube, „Über verschiedene Arten der Bedeutung sprachlicher Äußerungen. Eine sprachphilosophische Untersuchung“, in: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez u. a. (Hgg.), *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*, Berlin, 36–67.
- Tugendhat (1981): Ernst Tugendhat, *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen*, Frankfurt a. M.
- Wittgenstein (1984): Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe in 8 Bänden*, Bd. 1, *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M.
- Wittgenstein (1997): Ludwig Wittgenstein, *Denkbewegungen. Tagebücher 1930–1932/1936–1937*, Bd. 1, hg. von Ilse Somavilla, Innsbruck.